

können, dass wir uns aber später dann anders organisieren müssen. Ich stehe in Kontakt mit dem Gefängnispsychologen, er heißt Doktor Petek und ist Therapeut, ein Spezialist für Freizeitaktivitäten in Strafanstalten. Den E-Mails nach zu urteilen, ist er korrekt. Wieso auch nicht? Es ist ein Traumberuf, sich mit der Freizeit zu beschäftigen. So wie ich. Eine Schriftstellerin, Romanautorin. Die Unendlichkeit der ungeformten Freizeit. Ein Traumberuf. Dazu ein Traumberuf für beide. Sowohl er als auch ich führen unsere Berufe im Gefängnis aus. Traumhafte Aussichten hinter Gittern. Na so was!

Über die angemeldeten Häftlinge weiß ich praktisch nichts. Im Gefängnis in Dob gibt es sehr unterschiedliche Typen von Gefangenen. Angefangen von kleinen Delinquenten mit Freiheitsstrafen von eineinhalb Jahren (offener Vollzug), bis zu Schwerverbrechern, die auch fünfzehn oder mehr Jahre absitzen müssen (geschlossener Vollzug). Den Letzten geben sie wahrscheinlich nicht die Möglichkeit, sich bei mir wiedereinzugliedern und zu aktivieren, oder doch? Bei dem Gedanken wird mir heiß.

In was für eine Scheiße hat Kafka mich gebracht!

Und was für eine zynische Antwort auf meine Bitte, mir zu helfen!

»Was soll ich mit all diesen Gefangenen machen?«, fragte ich ihn.

Kafka lachte auf.

»Gib ihnen was zu arbeiten. Die sollen schreiben. Etwas, das sie wurmt, etwas, vor dem sie Respekt haben, Angst. Ein für sie ernstes, fatales Thema, etwas zu Morden oder Krieg oder ihren Vätern und Müttern oder so was Ähnliches. Wirst schon sehen, ein paar Sitzungen und du wirst vierunddreißig weinende Patienten in deinem Kurs haben.«

7. September

Bis Dob braucht der Bus eine volle Stunde. Jede Menge Kinder mit Schultaschen. Die meisten verlassen den Bus in der Vorstadt, den letzten Teil der Fahrt bleiben wir nur eine Handvoll Fahrgäste. Ich fühle eine widerliche Müdigkeit. Das Wummern der Räder und ein bitterer Geschmack im Mund. Als ich die Augen öffne, bin ich allein mit dem Fahrer. Felder, Strommasten, Wälder in der Ferne. Den letzten Kilometer muss ich zu Fuß gehen. Die Straße führt bergauf, Birnen- und Apfelbäume, zahlreiche Wespen überall, das Gefühl verschlafener dörflicher Freiheit, die sich auf dem Hügelkamm plötzlich in einen klaustrophobischen Blick verwandelt, als die Warnschilder, der Stacheldraht und eine hohe, schützende Mauer auftauchen.

Am Empfang wartet Dr. Petek auf mich. Ich gehe durch den Metalldetektor, Rucksack, Computer und Telefon muss ich beim Wärter lassen. Ich darf nur mein Buch

mitnehmen, das der Beamte durchblättert. Denkt er wirklich, dass ich, wie in alten Filmen, eine Feile und eine Metallsäge hineinschmuggle? Oder Drogen für die Gefangenen?

Petek, um die vierzig, formell, aber freundlich. Er erzählt mir, dass es nicht das erste Mal sei, dass sie Workshops mit Schriftstellern veranstalten. Ansonsten sind sie überwiegend auf Workshops mit Tonmodellieren und Holzbearbeitung spezialisiert. Er spricht über die modernen Standards des Gefängnisses in Dob, über die fantastischen Weiterbildungsmöglichkeiten, die die Gefangenen in Anspruch nehmen können, eine Bibliothek, ein Musikzimmer, Fitnessräume, verschiedenste Kurse und Weiterbildungsseminare, von denen sich besonders der Kochkurs großer Beliebtheit erfreut.

»Eigentlich ist das ein Wohnheim und kein Gefängnis«, sagt er.

Ich frage, wie viele Teilnehmer im Workshop erwartet würden. Er sagt, er wisse es nicht. Meistens sei es so, dass sich viel mehr anmelden, als dann auch wirklich erscheinen, da gleichzeitig auch die Übertragung eines Fußballspiels stattfindet. Wir gehen an einem asphaltierten Handballfeld vorbei, das von einem hohen Zaun umgeben ist. Um die dreißig Häftlinge laufen im Kreis, einige schnauben humpelnd, andere gehen mit federndem Schritt. Niemand joggt. Ein paar stehen in der Ecke und sprechen miteinander. Sie sind ganz normal angezogen, in Jeans und Jogginganzügen. Ich habe ein merkwürdiges Gefühl, obwohl sich niemand um uns schert. Das Herz pocht wild, meine Füße zögern, die Schritte sind unregelmäßig, als würde ich über Scherben laufen. Alles um mich wirkt relativ normal, überhaupt nicht wie in amerikanischen Filmen. Wenn es nicht den Drahtzaun gäbe, würde ich sagen, ich bin beim Kollektivturnen von älteren Herrschaften dabei. So aber ...

Ich ertappe mich selbst dabei, dass ich es nicht wage, mit jemandem Blickkontakt aufzunehmen, die einzige Ausnahme ist Dr. Petek. Ein Schamgefühl, weil ich von draußen komme? Weil ich eine Frau bin? Weil mir Freiheit groß auf die Stirn geschrieben steht? Ein langer, kahler Gang, einer von mehreren Klassenräumen. Keiner drin. Wir warten fünf Minuten. Zehn. Niemand kommt. Dann erscheinen zwei, und nach fünf Minuten kommt noch einer. Drei von vierunddreißig Angemeldeten?

»So ist es im Gefängnis. Wir können sie nicht zwingen, und immer passiert auch noch was anderes, Aktivitäten überschneiden sich sehr oft. Es tut mir leid«, sagt Dr. Petek. Ich bin erleichtert. Ich arbeite lieber mit wenigen Leuten als mit vielen, obwohl auch die Arbeit eins zu eins viele Fallen in sich trägt. Auf jeden Fall möchte ich keine intime Beziehung mit den Gefangenen aufnehmen, was aber in so kleinen Gruppen fast unmöglich ist.

Die drei Gefangenen haben sich weit auseinandergesetzt, keiner sitzt vorne. Große Distanz zwischen ihnen und mir scheint mir gut. Sie schafft das Gefühl, dass ich zu den leeren Stühlen vor mir spreche, was mir wiederum Selbstvertrauen gibt. Petek sitzt an der Seite, nicht interessiert an dem, was geschieht, kritzelt er in seinem Notizbuch herum. Wenn alles gut läuft, wird er mich zukünftig allein mit den Teilnehmern des Workshops arbeiten lassen, so hat er es mir gleich bei meiner Ankunft mitgeteilt.

Kurze Vorstellung der drei, die ich wiedereingliedern und aktivieren soll. Der Erste stellt sich als Panfi vor, er ist um die fünfzig, recht korpulent und gesprächig. Es ist sofort klar, dass er nach einem Opfer sucht, das ihm zuhört. Ich erfahre, dass sie heute zum Mittagessen Brathuhn hatten, Kartoffelpüree, Gemüsesuppe und eine Nachspeise. Dass es im Gefängnis sehr schwierig ist, nicht zuzunehmen, obwohl er regelmäßig zum Sport geht. Dass sie im Gefängnis außerordentlich gut kochen (lächeln bei dieser Aussage die anderen zwei leicht oder kommt mir das nur so vor?) Der Zweite heißt Fil (oder Phil?), er ist eher von der zurückhaltenden Sorte und der Älteste unter ihnen. Ein langer weißer Bart, eine Halbglatze, der Rest der Haare mit einem Gummi zum Pferdeschwänzchen gebunden, vorsichtige, gewählte und durchdachte Bewegungen und Worte. Große, graue Ringe unter den Augen.

Der Dritte, Jüngste, muss so um die vierzig sein oder ein wenig älter. Dioneus. Was für ein Name. Ich habe noch von niemandem gehört, der so einen Namen hat. Er sitzt unruhig, die Beine auf den Nachbarstuhl gestreckt, dann wieder übereinandergeschlagen, dann wieder so, als wären die Stühle ihm im Weg, wobei er sich die ganze Zeit wegdreht, sein Blick aus dem Fenster mit den herabgelassenen Jalousien gerichtet. Hinter den Jalousien befindet sich ein enger Gang mit einer Mauer, oberhalb der Mauer ist ein Streifen blauen Himmels erkennbar. Dioneus zieht in regelmäßigen Abständen Schnodder hoch. Der Tick eines Drogensüchtigen? Durch die Nase alles einzusaugen, was einen umgibt, zum Beispiel die Wand da draußen und den kleinen Fleck Himmel von der anderen Seite der Jalousie?

Ich spreche über mich, über meine Ansichten von Literatur, was für mich Literatur ist, was ich mache und was mich persönlich interessiert. Nervös, mit einem mir unbekanntem innerem Widerwillen, lese ich ein paar Abschnitte aus meinem Roman. Ich kann meine eigene Nervosität wortwörtlich riechen, sehen und hören, was mich nur noch nervöser macht. Zum Glück unterbricht Panfi bald meinen Monolog mit einer Frage. Dann sprechen wir fast zwanzig Minuten darüber, warum die Heldin meines Romans am Ende Selbstmord begeht. Panfi meint, dass das ein sehr schwieriges Thema sei. Umso mehr für eine so junge Schriftstellerin. Dass etwas Ähnliches schon Goethe mit seinem Werther versucht hat. Ich bin überrascht, dass er Goethes Roman kennt.

Ich frage sie, was sie lesen, ob sie überhaupt Bücher im Gefängnis haben. Bei der Frage übernimmt Dr. Petek das Wort und erklärt mir, dass die Gefängnisbibliothek relativ gut mit Klassikern bestückt ist, weniger mit zeitgenössischer Literatur. Dass aber selbstverständlich nur wenig Gefangene überhaupt lesen. Panfi, der ab und zu in der Gefängnisbibliothek arbeitet, sei eher eine Ausnahme. Dabei seufzt Panfi auf, was er für neue Romane geben würde, von denen er nur die Rezensionen in der Zeitung lesen kann. Ich frage, wie es mit dem Internet aussieht. Das ist untersagt, Gefangene haben keinen Zugang zum Internet, sagt Panfi. Fil sagt, dass das auch Vorteile mit sich bringe, man könne sich ganz sich selbst widmen und eine strikte Lebensordnung einhalten. Wenn Gefangene Zugang zum Internet hätten, würden sie nur dauernd in sozialen Netzwerken hängen.

Dr. Petek verkündet, die Stunde sei bald um und die Gefangenen müssten zurück. In Eile frage ich sie noch, ob jemand von ihnen schreiben würde. Darauf bekomme ich keine Antwort, sogar der gesprächige Panfi schweigt. Ich frage sie, ob sie bis Ende der Woche eine ganz kurze Geschichte schreiben mögen, nicht länger als zwei Seiten, und sie Dr. Petek geben mögen, damit er sie mir zuschicken könnte. Petek nickt dazu.

Panfi fragt nach dem Thema, über das sie schreiben sollten. Obwohl ich diese Frage hätte erwarten sollen, überrascht sie mich doch ein wenig. »Krieg. Schreibt vom Krieg«, sage ich. Im gleichen Moment, da ich das Wort Krieg ausgesprochen habe, bereue ich es schon. Selber hätte ich bestimmt etwas Anderes ausgewählt, so habe ich auf Kafkas Ratschlag gehört, was mir im Moment als fataler Fehler erscheint, doch zurück kann ich nicht mehr. Ich sitze in der Patsche, schaue zu Petek, der dabei ganz gleichgültig wirkt. Das vorgeschlagene Thema scheint für die drei keine Schwierigkeit darzustellen.

»Okay«, denke ich. »Vielleicht bin ich zu sensibel. Ich hätte ihnen auch etwas Neutraleres vorschlagen können, zum Beispiel Themen wie Ökologie, Zukunft oder Träume. So aber ...«

Der Wärter klopft an die Tür, die Gefangenen verabschieden sich und verschwinden. Petek begleitet mich bis zum Ausgang. Er sagt, dass es möglich wäre, dass noch jemand zur Gruppe hinzustoßen könnte, wobei ich nicht enttäuscht sein sollte, wenn es nur bei drei Teilnehmern bleibe. Ich nicke.

Das Handballfeld ist jetzt leer. Ich schaudere. Es steckt nicht mehr der Bote des Herbstes im weichen, noch immer warmen Wind, der in sich schon die frische Schärfe von kühleren Tagen trägt, sondern ein brutal kalter Duft nach Winter.

Ich sehe Männer, die an den Fenstergittern des Gebäudes nebenan hängen. Petek bemerkt das.

»Das ist die Abteilung mit den Einzelzimmern. Ein echter Luxus«, lacht er.

Wir verabschieden uns beim Wärter an der Pforte, wo ich meinen Rucksack, den Laptop und das Telefon wiederbekomme.

Ich verlasse das Gefängnis erleichtert und befreit. Es ist noch hell, aber trotzdem geht in dem Moment, als ich mich auf dem Kamm des Hügels noch einmal umdrehe, die Straßenbeleuchtung an. Von Weitem und hell erleuchtet sieht das Gefängnis weniger gruselig aus als vorhin. Eher wie ein Wohnheim als wie ein Gefängnis, wiederhole ich Peteks Worte.

Als ich im Zentrum von Ljubljana wieder aus dem Bus steige, ist es schon finsterste Nacht.

8. September

Ich beobachte die beiden Bananen auf dem Küchentisch. Sie waren perfekt goldgelb, als Kafka sie herbrachte, jetzt aber sind bereits die ersten graubraunen Flecken aufgetaucht. Ich bemerke einen leichten, fast nicht wahrnehmbaren Duft nach Obst und noch etwas. Wahrscheinlich Chemikalien, mit denen die Bananen bespritzt werden, bevor sie noch grün in eine besondere Folie gewickelt und auf die Überseeschiffe geladen werden. Wir manövrieren auf hoher See, ich und der Küchentisch, die Stühle und die Decke und Fenster. Wir sind immer wieder von Neuem und noch immer auf dem Weg. Uns umgibt der düstere Rumpf großer Container, der Rumpf eines Fischerboots, der Rumpf eines jahrtausendealten Einbaums, raue Bretter einer Sklaven-Galeere, Stahlschrauben im Rumpf eines touristischen Übersee-Kreuzfahrtschiffs, der Rumpf im Maschinenraum eines Kriegs-Transportschiffs, das blinkende, schleimige Fleisch im Magen von Jonas Fisch und der Carbonfaserrumpf von Schmuggelbooten. Alles bewegt sich, schwankt, beugt sich leicht und wendet und dreht sich fast unmerklich. Wenn ich meine Augen schließe, spüre ich ganz klar das unaufhaltsame Fließen und die Ungreifbarkeit von allem, was mich umgibt. Mein Auge wehrt sich vor dem Unbestimmten und versucht die Logik der Ozeane zu übertölpeln, es zieht mich zwischen die Ränder des gelben Anführungszeichens der beiden Bananen auf dem Tisch, ein Zeichen von Luxus, ein Stilleben unserer Zeit. Es sieht zwar noch lebendig aus, im Wesentlichen ist es jedoch bereits in tiefster Zersetzung, betrügerisch getarnt wie die Wendung »nature morte«. Die Küche, Wohnung, unser Gebäude, diese Stadt, unser Staat und die Planeten fahren durch die Dunkelheit, bewegen sich, mischen sich und fließen ineinander. Die tote Natur des gepflückten Obstes, die Gegenstände in der Küche, mein Körper, ich, die ich sie betrachte, gefangen im Moment der Illusion. Für ein klassisches malerisches Motiv